

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 36

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

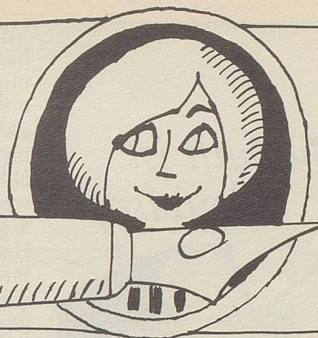
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



«Me» und die Energiekrise

Vor langen Jahren schrieb ich einmal einen Nebi-Artikel und berichtete, dass Name und Mama längst nicht mehr genügten zur Identifikation meiner unscheinbaren Person. Alles nämlich, was im Familienkreis unter unpersönlicher Befehlsform laufe, zum Beispiel «me sött» und «me mues», falle unweigerlich in mein Ressort, und ich opferte als Faktotum namens «me» kostbare Stunden.

Verglichen mit heute waren das goldene Zeiten, als es lediglich hiess, «me sött» den Garten spritzen, «me mues» Tante Ulla schreiben und so fort. Denn unterdessen ist die Energiekrise über uns hereingebrochen und droht, die Welt aus den Angeln zu heben. Was macht die fleissige Hausfrau «me»? «Me» verhält sich wie die drei bekannten Aeffen, schliesst Ohren, Augen und Mund und leistet die kleinen Handlangerdienste, wie gehabt. «Me» versteht die Grossen, die den Ueberblick haben sollten, längst nicht mehr. Ab und zu nimmt «me» tumb zur Kenntnis, dass Prof. Dr. Dr. h. c. XY seinem Kollegen Prof. Dr. Dr. h. c. YZ anhand fundierter wissenschaftlicher Kenntnisse erklärt, dessen ebenso fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse seien falsch gewesen und alles sei grundsätzlich anders. «Me sött» aber trotzdem unverdrossen Altpapier, Glas, Textilien, Altöl, Aluminium und Altmittel sammeln, verkünden die Massenmedien dann im populären Brustton, und «me» macht weiter, wenn auch von eines kleinen, zweifelnden Gedankens Blässe angekränkt. Das junge Volk jedoch, das bei uns ein- und ausschwärmt, ist immer noch Feuer und Flamme für das sehr geehrte Recycling, blickt zurück in Nostalgie und richtet thermodynamische Vorträge an Mama «me». Leider haben die Jungen selten Zeit, das vorbereitete Feld selbst zu bestellen, denn sie haben Termine, Examen und Liebes-

geschichten; im übrigen wird «me» zu Hause schon zum Rechten sehen.

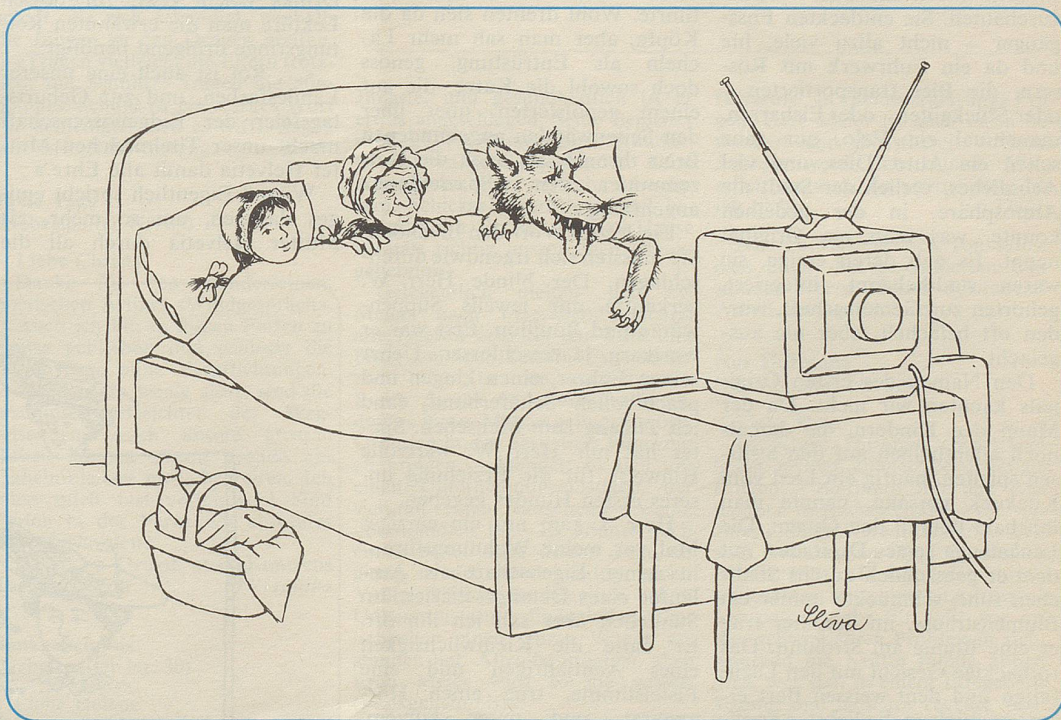
«Me» bündelt also weiterhin Zeitungen, schleppt sie in den Keller, macht eine Ecke frei und deponiert das kostbare Papier bis zum hierfür bestimmten Abfuhrtag. – Alles in allem benötigt «me» dazu nur ein Viertelstündchen. Ein Viertelstündchen erheischt auch das Glas, für das man irgendwo einen Behälter freimacht, nicht ohne für das freigewordene Gut eine Ecke zu requirieren ... usw. Am Abfuhrtag stemmt «me» die Kiste aus Leibeskräften aufs Trottoir. Im Innersten sehnt «me» sich nach den klaren Dreisätzen der Primarschule, die vielleicht Aufwand und Ertrag an Energie ermitteln könnten.

Fürs Altöl muss «me» ein bisschen Weg unter die Füsse nehmen oder unter den teuren Autoreifen. Aber was tut's? «Me» fühlt sich schon so schuldig, weil «me» mit den patenten Waschmitteln immerzu böswillig die Gewässer verschmutzt, dass «me» ein paar zusätzliche Viertelstündchen zu deren Entlastung opfern will, nicht? Was die ausgedienten Textilien betrifft, die «me» für einen wohlthätigen Zweck in mehreren Viertelstunden erst gewaschen, geflickt, dann der Sammlung übergeben hat, wurde viel Uebles ruchbar. Aber, Hand aufs Herz: Wir übergaben den tiptoppen Mini-Wintermantel doch lieber der weiteren Verwertung als dem Kehrriechtsack.

Ein Neffe mit einem Herzen aus Gold, das unter anderem für

Aluminium schlägt, gewann mich mit Feuerzungen fürs Waschen und Sammeln von allerhand verschmutzter Folie. Das ist nun zum Glück nicht mehr nötig, wie heute in der Zeitung stand. Der Energie-Aufwand fürs Reinigen und Transportieren des kostbaren Metalls übersteige den Energie-Gewinn.

«Henusode», sagt man im Emental, und geht zur Tagesordnung über. Diese läuft ja – noch – wie geölt. Die Frauen jeglichen Zivilstandes und jeglichen Alters sammeln fleissig Energie in Form von Altmittel. «Me» arbeite auf diesem Sektor wie die Letzte, sagte jemand. Kunststück: «me» wird die Erste sein, die die Energiekrise, die eventuell grosse, zu spüren bekommt. Tessa



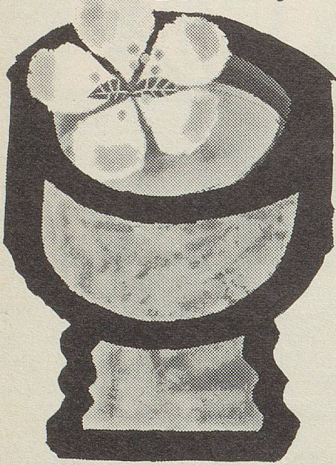
Aussenseiter – mitten drin

Als ich vor -zig Jahren als frischgebackene Ehefrau meinen häuslichen Betrieb eröffnete, war die Stätte meines künftigen Wir-

kens – obwohl Kantonshauptort – noch ein verschlafenes Provinzstädtchen. Das Katzenkopf-Pflaster in den alten Gassen gab der Innerstadt eine dem Baustil adäquate Intimität. Die gotische Häuserfassade bildete auf dem Kornhausplatz den passenden Hintergrund für die Marktstände.

Die klassizistische Villa stand inmitten eines Parks, dessen alter Baumbestand einen schönen Platz und eine breite Strassenallee teilweise säumte. Der offene Mühlbach rauschte vorüber und spielte die Begleitmusik zum Gespräch der Betagten oder Ruhebedürftigen, die dort auf den schattigen

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Bänken sassen und dem Verkehr zuschauten. Sie entdeckten Fussgänger – nicht allzu viele, hie und da ein Fuhrwerk mit Rössern, die Bier transportierten – oder Stückgüter – oder Eisbarren, manchmal ein Velo, nur ganz selten ein Auto. Dies, und viel Aehnliches, verlieh der Stadt die Atmosphäre, in der gedeihen konnte, was man ein Original nennt. Es gab deren einige, sie waren stadtbekannt, integriert, gehörten zur Gemeinschaft, wurden oft belächelt, aber nie ausgelacht.

Den Namen des ersten Originals kannten wir nicht. Da der Mann den Kindern, die damals noch allenthalben auf den Strassen spielten, häufig ein Lied vom Kuckuck vorsang, nannte man ihn bald überall den Guggu. Die Lenkstange seines Dreirades, mit dem er gemächlich durchs Städtchen fuhr, schmückte immer ein Blumenstrauss, im Sommer trug er eine Blume am Strohhut. Das rotbackige Gesicht mit den Lachfalten und dem weissen Bart erinnerte mich an die liebsten Sanktlausbilder meiner Kindheit. Der Guggu liebte die Kinder – und die Vögel, die er auf sämtlichen Plätzen der Stadt fütterte. Sie vergaltten es ihm, indem sie ihn umflatterten und sich zutraulich niederliessen – auf seine ausgestreckten Arme, seine Achseln, seinen Hut.

Von anderer Art war Herr E.

Von Beruf Musiker, spielte er hauptsächlich Orgel, war jedoch nirgends fest angestellt. Er muss, obwohl bitter arm, auf seine Art glücklich gewesen sein, denn immer lag ein überirdisches Lächeln auf seinem Gesicht. Stets schwarz gekleidet, in hohen Schnürschuhen und zu kurzen Hosen, mit flatterndem Kittel und Mantel, die nie zugeknöpft wurden, die Mappe nach hinten gegen das Kreuz geklemmt, so stürmte er mit abgewinkeltem Oberkörper seines Weges, scheinbar ohne die Umgebung zu beachten. Scheinbar, denn von jedem Brunnen – es gab viele – wurde er magisch angezogen. Er entledigte sich seines Mantels, legte ihn sorgsam gefaltet neben die Mappe auf den Brunnenrand und trank Wasser von der Röhre. Darauf raffte er seine Habe zusammen (den Mantel zog er wieder an) und stürmte selig lächelnd weiter – bis zum nächsten Brunnen, wo sich die Szene wiederholte. Und dies bei jeder nur denkbaren Aussentemperatur.

Das dritte Original war eine Frau mit dem Aussehen einer Köchin von Wilhelm Busch, nur trug sie anstelle des Kopftuches einen flachen Strohhut mit breitem Rand. Man sah sie oft im Städtchen mit provozierender Langsamkeit einen alten Kinderwagen vor sich her schieben, in dem sie ihre Katze spazierenführte. Wohl drehten sich da die Köpfe, aber man sah mehr Lächeln als Entrüstung, genoss doch sowohl die Katze, die auf einem gepolsterten, quer über den Seitenwänden angebundenen Brett thronte, als auch die Katzenmutter den «Spaziergang» augenfällig.

Ein letztes Wort den Invaliden: Sie mussten sich irgendwie durchschlagen. Der blinde Herr W. verkaufte mir jeweils Suppenwürze und Bouillon. Erst war er wortkarg, ja verschlossen. Ueber seinen Führer, einen klugen und prachtvollen Schäferhund, fand ich Zugang zum Menschen. Später hat mir Herr W. wertvolle Hinweise für die Erziehung unseres ersten Hundes gegeben.

Herr X kam nur ein einziges Mal vor meine Wohnungstüre – in seiner Eigenschaft als Ausläufer eines Detailgeschäftes. Im Städtchen aber sah ich ihn oft. Er hatte die Kleinwüchsigkeit eines Achtjährigen und eine Fiselstimme, trug einen Hörapparat, und unter kurzem, schwarzem Haar welkte ein Gesicht, das nie jung gewesen war.

Leutselig, ja fröhlich, breitete der cerebralen Gelähmte, dessen Namen ich nie erfahren habe, jeweils den Inhalt seines Koffers voll Kurzwaren vor mir aus. Er war schwer geschädigt und durfte meines Kaufes und meiner Bewunderung für seine innere Hal-

tung sicher sein. Wir haben manches Gespräch miteinander geführt, und wenn ich ihm auf der Strasse begegnete, war unsere Begrüssung herzlich wie zwischen alten Bekannten.

Die Erinnerung an meine ersten Ehejahre ist eng verbunden mit derjenigen an die alte Stadt und die absonderlichen oder körperlich behinderten Menschen, die alle ihren Platz darin hatten, die man kannte und akzeptierte. Ihnen gehörte meine Sympathie und meine Achtung, und ein winziger Gedenkstein in Form dieser Zeilen scheint mir ein bescheidenes Entgelt zu sein für das, was sie mich gelehrt haben: Toleranz gegenüber den Andersgearteten und natürliches Verhalten im Umgang mit körperlich Benachteiligten. *Gritli*

Ehret Mutter Helvetia ...

... dachte sich das Redaktions-team einer Frauenzeitschrift, fotografierte ein aufgedonnetes blondes Frauenzimmer mit viel Rouge auf den Wangen, viel Tusche auf den Wimpern sowie zwei Rettungsringen auf der flachen Brust, setzte das Ganze auf die Titelseite und gebär nach Genuss von diversen harten Drinks einen Text, für dessen Lektüre man die erwähnten Rettungsringe dringend benötigt:

«... Rot ist auch eine unserer Landesfarben, und zur Geburtstagsfeier der Eidgenossenschaft macht unser Titelmädchen Mutter Helvetia damit alle Ehre.»

Wieso? Eigentlich spricht einiges dagegen, um so mehr, als Mutter Helvetia durch all die

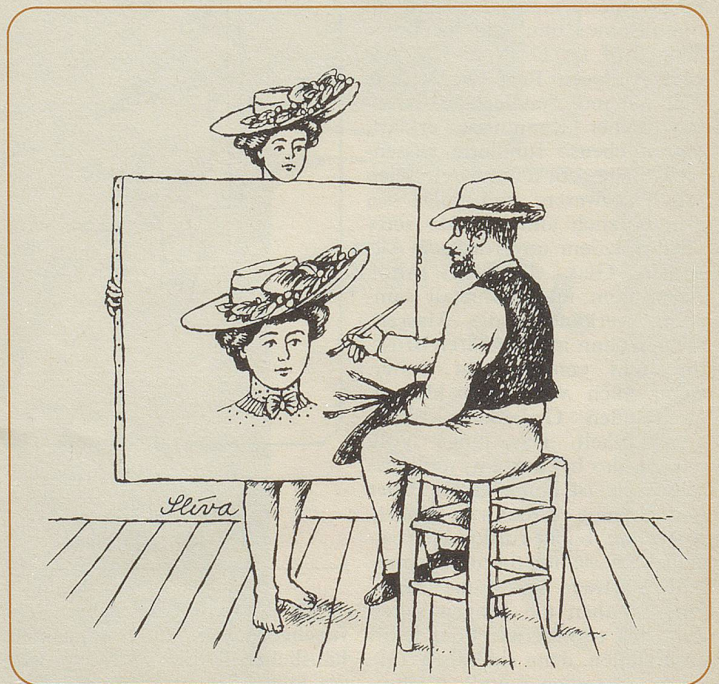
Schminke hindurch das Echte nicht erkennen kann. Für den redaktionellen Konsum von harten Drinks spricht hingegen der geniale Assoziationsprung von «Rot» zur «Landesfarbe». Das ist vergleichbar mit jenem nur auf Würmer vorbereiteten Zoologiestudenten, der überraschenderweise von seinem Professor über Elefanten befragt wird. Er zieht sich aus der Affäre, indem er antwortet: «Die Elefanten sind grosse Säugetiere mit einem wurmartigen Rüssel – die Würmer gliedert man in ...» *Puck*

Hygiene

In gewisser Hinsicht bin ich ziemlich gelehrt. Dass ein weibliches Wesen weder sicht- noch riechbar schwitzen darf, ist mir durch die Werbung für Seifen und Deodorants längst bekannt. – Reklame hat meistens übertriebene Konsumation zur Folge.

So floss bei mir an einem strahlenden Sommermorgen das warme Wasser – nach «alter» Sitte – in Strömen. Es kostete mich diesmal besonders grosse Mühe, den Hahnen zuzudrehen, denn ich sollte für ein paar Tage in einer Sennhütte ohne jeglichen Komfort leben. (In einer schwachen Stunde hatte ich dies einer Bekannten versprochen.)

Im Gebirge durfte also kein einziger vorwitziger Schweisstropfen mehr meine Haut verlassen. Jede Anstrengung oder Aufregung war zu vermeiden. Trotz aller guten Vorsätze fühlte ich mich am Abend nicht mehr taufisch. Zufällig stand mir circa ein Liter Wasser zur Verfügung. Er reichte fürs Schlimmste. Spä-



ter baute ich mein Reinigungsprogramm immer mehr ab. Deshalb war ich erstaunt und entzückt, als sich eines Nachmittags ein Schmetterling auf meine ungewaschenen Füße niederliess und verweilte. Er musste doch Wohlgerüche erkennen können...

Bald darauf kehrte ich zurück ins Heim mit Badezimmer. Nun fließt bei mir das Wasser wieder in Hülle und Fülle, morgens, abends, mittags und, nach Bedarf, zwischendurch.

Wie wäre es, wenn wir gleich viel für die innere Sauberkeit aufwenden würden? Geht es uns wie dem Mann, der ausgiebig den Parkplatz spritzt, während ringsum Rasen, Blumen und Sträucher fast verdursten? Hegen und pflegen wir das Falsche?

Susann

Echo aus dem Leserkreis

Drogen – warum?
(Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Dolly

Es gibt Zeiten, in denen einem die Sprache als Ausdrucksmittel nicht mehr genügt, und es gibt Eindrücke, die sprachlich kaum festzuhalten sind. Ihre scheinen es zu sein. Sie beschreiben den «Fall» eines drogenabhängigen «Mädchens» von 28 Jahren. Sie suchen Ursache und Schuld und stellen die vielgestellte Frage «Warum?»... Sie beschreiben eine junge Frau nur von aussen. Sie kleidet sich anders als vermutlich Sie sich kleiden, also wenden Sie bereits das veraltete Wort «Hippie» negativ wertend an. Sie raucht viel, sie telefoniert privat, sie erzählt einem Bürokollegen persönliche Dinge, und Sie erzählen dies alles den Nebi-Lesern weiter. Sie hat zweimal um früheres Weggehen gebeten, und Sie haben diese zwei Male registriert. Sie hörten, sie habe gesagt, sie liebe weiche Drogen, und Sie machen aus ihr eine Drogensüchtige. Kurz, Sie schliessen nach Aufzählung aller der Registratur: «Es ist klar, dass man sie nach der Probezeit nicht fest anstellen wird.» Denken Sie das einfach nur so? Weil Sie anders sind? Weil Sie gewiss sein dürfen, dass niemand so eiskalt Ihre Kleidung, Ihr Verhalten und das, was Sie vielleicht jemandem anvertrauen, analysiert, registriert und – verurteilt. Ich hatte nicht das Gefühl, dass «Ihr Fall» Ihnen zu Herzen geht. Ich musste leider an Klatsch denken. Und Klatsch ist für mich unmoralischer als jede Lebensweise, mag sie auch unverständlich sein oder scheinen.

Und dann die Eltern, die laut Ihnen eine gute Ehe führen: Arbeiterfamilie mit diskretem sozialem Niveau – was ist das? Auch wieder Wertung? Wäre das Gegenteil Akademikerfamilie ohne soziales Niveau, wozu ich mich dann, je nachdem, zählen würde? – Ja, auch ich habe Fragen, andere, dem Drogenproblem nähere, obwohl das für Sie merkwürdig klingen mag. Das Fa-

milienleben scheint bei Ihnen aus Aufsicht und Gehorsam gegen die Eltern zu bestehen, jedenfalls ist es das einzige, worüber Sie in diesem Zusammenhang schreiben. Ist Ihnen klar, dass Sie das Gegenteil eines gesunden Familienlebens preisen? Sie stossen uns Eltern in die Rolle des uneingeschränkten Machthabers und Alleswissers, der nur zur Kontrolle da ist, und dem man Gehorsam schuldet. Ist das alles? Die Worte Liebe, Verständnis, Wärme, Geborgenheit, Zärtlichkeit kommen in Ihrem Artikel nicht vor. Ihnen ist der Lebenswandel einziger Massstab, um Ihr Urteil über einen Menschen zu bilden und zu Papier zu bringen. Ein intensives Gespräch mit der betroffenen Person erübrigt sich wohl.

Ich darf annehmen, dass viele Mitmenschen zeitweise in Gedanken abwesend sind und verschlafen aussehen – wie «Ihr Fall». Oft sind es Kummer und Sorgen, die uns plagen, Gedanken, die vorwiegend nicht um Frisur und Rocklänge kreisen. Mir geht es so. Einer Frau älteren Datums im dezenten, konformen Kleidchen trägt man das nicht nach, ja, es fällt nicht einmal auf, leider.

Ich fürchte, es werden da Dinge rein äusserlicher Natur in Zusammenhang mit Drogen gebracht, die nichts mit ihnen zu tun haben, aber zu den Drogen führen können. Aus Verzweiflung über die kalte und grausame Kritik und Verurteilung, das Abstempeln zum Aussenseiter, verbrämt mit unechtem Wohlwollen, basierend auf der selbstherrlichen Sicherheit, dass «man» alles richtig macht. Das ist die Gesellschaft, die sich erkundigt, weshalb die Jungen zu den Drogen greifen.

«Tragen vielleicht die Eltern trotzdem die Schuld?» fragen Sie zum Schluss. Schuld ist ein starkes Wort für diejenigen, den es trifft. Sagen wir: Mitverantwortung. Käthi

Freie Tage
(Nebelspalter Nr. 25)

Liebe Christa

Danke für den wunderfeinen, poetischen Artikel «Windgespräch».

Auch ich bin in diesen Ferien zu Hause geblieben und geniesse die freien Tage ohne Verpflichtungen. Was mich ein wenig stört, sind die erstaunten Gesichter der Wegreisenden. Auch unsere grossen Buben können meine Freude am Daheimbleiben nicht begreifen. Ich muss mich fast verteidigen! Sind Ferien in der Ferne ein absolutes Muss geworden?

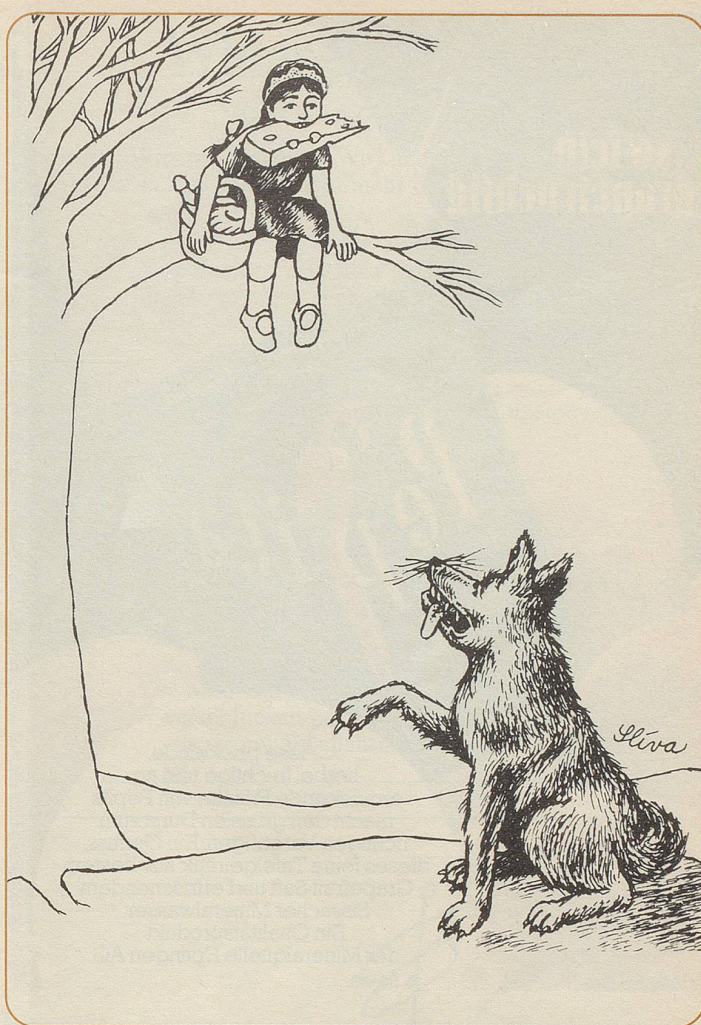
Herzliche Grüsse aus «Kuntzens Tanzsaal» von Veronika

Bankgeheimnis
(Nebelspalter Nr. 30)

Liebe Helene

Ihre dankbare Erinnerung an Herrn Meier, den Bankbeamten, hat mich unsagbar gefreut, und ich möchte Ihnen dafür ganz herzlich danken. Dass es hinter Bankschaltern mitfühlende und mitsorgende Beamte gibt, kann ich nur bestätigen.

Ich denke an einen andern Herrn Meier. Jeden Abend sehe ich ihn, wenn er müde von seiner Arbeit heimkommt. Er ist nicht mehr der



Jüngste, und gesundheitlich ist er etwas angeschlagen. Seine Begleiter sind die Probleme seiner Kunden. Er hat wahre Sorgenkinder. Beim Abendessen ist er oft sehr schweigsam. Schicksale verfolgen und bedrücken ihn. Er kann sich zu Hause niemals richtig aussprechen (Bankgeheimnis).

Gelegentlich meldet sich bei Meiers nach Feierabend jemand am Telefon oder an der Türe und bittet um einen Termin. Frau Meier zieht sich in den entferntesten Raum zurück und hofft inständig, dass es ihrem Manne gelingen möge, Ordnung in des Besuchers Finanzen zu bringen. – Handelt es sich um einen Unternehmungslustigen, der sich mit seinem Häuschen ein wenig übernommen hat? Es könnte auch ein Arbeiter sein, dessen Frau zu gierig in den Modekatalog guckt. Vielleicht ist es der Jüngling, der in Unkenntnis seiner finanziellen Möglichkeiten einen teuren Wagen erstanden hat. Alles ist möglich, aber Frau Meier wird es nie wissen (Bankgeheimnis).

Sie weiss nur eines ganz bestimmt: Ihr Mann ist immer wieder bemüht, Bedrängten zu helfen, sofern sie selbst den Willen und die nötige Disziplin haben, um eine Besserung herbeizuführen. Gelegentlich hört Frau Meier im Laufe eines Gesprächs ganz verdutzt die Worte: «Ihr Mann hat mir sehr viel geholfen, damals, als ich in der Klemme war!» Das sind Höhepunkte...

Fast alltäglich wirken bei Meiers

Hilferufe in Steuererklärungs-Fragen. Herr Meier ist auch darin bewandert und dienstbereit. – Seine Adresse werde ich keinem Menschen verraten. So unvorsichtig bin ich nicht. Thildy

NB. Es versteht sich von selbst, dass unter den geschilderten Umständen Herrn Meiers Feierabend-Arbeit unentgeltlich ist.

Nur Hoffnung
(Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Dina

Du Kluge, Du ahnst etwas! Vielleicht gelingt einigen berufstätigen Frauen – bestimmt nur den Ausnahmen in Kaderstellung – die vielzitierte Selbstverwirklichung. Wer acht Stunden im Tag Gemüse in Regale füllt, als «Apparat» hinter irgendeiner Maschine sitzt, wer als Lehrperson Jahr für Jahr vor immer schwierigeren Problemen steht, während die Kräfte rapide abnehmen, wer sich in einem Pflegeberuf krumm und halb tot rackert, usw., der hat weder Zeit noch Kraft für die verinnerlichte Musse, diese wichtige Voraussetzung für die Selbstfindung. Bei diesen Leuten geht es ums Ueberleben, wobei sie nur noch hoffen, im Alter sie selbst sein zu dürfen.

Liebe Dina, Du bist ein weisser Rabe, Du missgönnt denjenigen auf der stürmischen Lebensseite nicht noch das Atmen...

Herzlich Deine Elisabeth